

Fatou Diome

Was es braucht,
das Leben zu lieben

Aus dem Französischen von Brigitte Große
und Ina Pfitzner

Diogenes

Titel der 2021 bei Éditions Albin Michel erschienenen
Originalausgabe »De quoi aimer vivre«
Copyright © Éditions Albin Michel, Paris, 2021
Covermotiv: Foto von Noémi Otilia Szabo
Copyright © Noémi Otilia Szabo

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Die Übersetzerinnen danken dem Deutschen Übersetzerfonds
für die Unterstützung ihrer Arbeit.

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2023
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
40/23/44/1
ISBN 978 3 257 07248 8

Djungjung!

Meinem alten Fischer und seiner eleganten Dame

*Was Waisen am meisten fehlt,
habt ihr zu mir gesagt,
gibt es in keiner Bank und in keiner Scheune.
Eure Arme füllten die Canyons.*

*Für euch schlage ich weiter die Trommel.
Danke für alles, was es braucht,
das Leben zu lieben.*

Djungjung!

Der alte Mann und das Boot

Ein Titel auf einem Buchumschlag, und plötzlich ersteht ein Gesicht vor mir, das mich nicht mehr loslässt. Wie ein Falke, der weite Strecken übers Land fliegt, hält uns die Erinnerung in den Fängen. Nichts von dem, was war, ist verloren, solange es Bücher gibt, die das Leben festhalten. Reminiszenz oder Anamnese? Egal, manchmal lässt man sich von der Erinnerung forttragen wie von einer sanften Brise. Ich erinnere mich!

Mit sechs hielt ich mich auf dem Weg durch die Hirsefelder an seiner schwieligen Hand fest wie an einem schmiedeeisernen Geländer. Mit sechs beneidete ich keine Märchenprinzessin, denn er hatte sein Herz zu meinem Thron gemacht und erzählte mir immer wieder die grandiose Geschichte von den Guelwaar. Mit sechs wusste ich noch nichts von seinen Mühen, denn er war der Herkules, der mich mit einer Hand hochheben konnte und für alles, was mir unmöglich erschien, eine Lösung fand. Selbst den Zusammenbruch der Welt hätte

ich an seiner Seite für das fröhliche Federn eines Trampolins gehalten. Er war die Ruhe selbst, und all meine Sorgen verflogen, wenn sein gelassener Blick mich in Watte packte. Eine Guelwaar hat niemals Angst, neckte er. Um ihn zu erfreuen, behauptete ich, dass ich mich nicht einmal vor einem Löwen fürchtete, obwohl ich ihn schon zu Hilfe rief, wenn ich nur eine Maus entdeckte. Mit ihm wurde jedes Drama zum Kinderspiel. Und wenn ein äußeres Ereignis die Ruhe störte, mit der er die Seinen umgab, sagte er in jeder erdenklichen Tonlage: »So ist das Leben.« Mit sechs hatte ich zwei dicke Zöpfe, dazwischen einen Scheitel voller Karitébutter und Fragezeichen. Einmal erwiderte ich, ohne zu begreifen, was ich da sagte: »So ist das Leben, so ist das Leben, aber was ist denn das Leben?« Darüber lachte er Tränen. Dann strich er mir über den Kopf und murmelte, als ob er mir ein Geheimnis verriete: »Leben heißt seefest werden.« Mit sechs ging ich mit meinem Großvater fischen, und da ich nie seekrank wurde, dachte ich, ich hätte das Leben verstanden. Aber so war es nicht.

Dass mein Großvater Fischer war, bedeutete für mich lange Zeit nichts anderes als unsere Ausflüge aufs Meer und die wunderbaren Legenden, durch die er mir die Welt erklärte. Lange Zeit sah ich seine

Mühsal nicht, weil ich so geblendet war von seinem strahlenden Lächeln und so eingelullt von seiner beruhigenden Stimme, die sich über die tobenden Wogen legte und mein Kinderherz in Sicherheit wiegte. Und wenn ich etwas von der Qual seines Alltags erahnte, so blieb sie doch hinter dem weichen Vorhang verborgen, den er zwischen mich und die Wirklichkeit gezogen hatte. Lange war mein Leben so leicht wie eine Meeresbrise und meine Sicht der Dinge so wolkig wie ein Winterhimmel. Doch in mir steckte ein Mädchen, das nicht mehr an Märchen glaubte und sich Fragen stellte.

Jahre vergingen. Ich schrieb ein paar Hefte voll, machte ein paar Abschlüsse und schaffte es dank dem Französischen ins Lycée Demba Diop in M'bour. Nach und nach nahmen Bücher die Zeit in Beschlag, die ich einst auf dem Boot meines Großvaters zugebracht hatte. Die Welt lag vor mir wie aufgeschlagene Seiten. Werk um Werk durchstreifte ich sie auf der Suche nach den Meinen. Durch Zufall oder Empfehlungen der Lehrer fand ich Bücher wie neue Freunde. Nach dem Unterricht, an freien Tagen, immer, wenn meine Jobs mir die Zeit dazu ließen, suchte ich die Gesellschaft jener, die mich einluden, mit ihnen die Welt zu erkunden. Weit entfernt von meiner Heimatinsel Niodior, in

meinem kleinen Schülerinnenzimmer irgendwo in einem staubigen Vorort von M'bour, war ich nie allein, weil ich meine kleine Familie um mich scharte. Wenn die Kerze erloschen war, schlief ich ein, umgeben von Büchern, die wie Leuchttürme am Ozean des Lebens die unzähligen Facetten des Menschenlebens erhellten. *Der alte Mann und das Meer* von Ernest Hemingway war eines von ihnen. Aber wie erklimmt man solche Höhen?

Hinan! Ich habe keine Ahnung vom Klettern, aber ich stelle mir Spalten an den Flanken der Berge vor, in denen unsere zitternden Hände Halt finden. Hinan! Plötzlich trägt dich ein Text, trägt dich zum Gipfel der Menschheit. Hinan! Gemessen an unseren inneren Gipfelstürmen ist der Kilimandscharo ein Hügel. Hinan! Und wenn der Atem so weit trägt, fliegt die Seele himmelwärts. Hinan! Wir hangeln uns über innere Abgründe hinweg, bis unsere Finger brechen. Und sind mit diesem Aufstieg ein ganzes Leben lang beschäftigt. Wohlan!

Lesen kann schwindelerregend sein. Manchmal ist Lesen wie eine Verneigung, ehrfürchtig, geblendet vom Feuerwerk eines Schöngeists. Blindheit! Wer mich nicht leitet, führt mich in die Irre! Ich will aber meinen Weg finden. Deshalb lasse ich mir den Blick nicht vernebeln.

Irrungen! Lesen kann eine Expedition sein. Ich

war noch nie in Minas Gerais und habe keinen Jaguar als Onkel, aber ich kenne *Grande Sertão*! Mit João Guimarães Rosa wurde ich am Lasso der Worte zum Gaucho und durchstreifte von meinem Sofa aus den Sertão. Doch was treibt mich an, wenn nicht die Erinnerung? Memoria! Der Mast, der das Segel trägt, braucht ein solides Fundament. Lesen ist Vergegenwärtigung, hinter jedem Buch stehen andere Bücher, manche auch nie geschrieben, aber in unserem Innern verborgen. Tag des Lesens, Tag der Begegnung, Tag des Erwachens. Man öffne uns die Augen! Manchmal hebt ein Autor wie ein Demiurg den Vorhang und zeigt dir einen geliebten Menschen, wie du ihn nicht kanntest, obwohl du dachtest, alles über ihn zu wissen. Von Hemingway erfuhr ich alles über den Mut, den Willen, die Entsagung, die Würde, das Leben meines Großvaters, des Fischers von Niodior.

Und wenn mir jemand mit der Herkunft eines Schriftstellers kommt, sage ich: Unsinn! Einen Autor durch diese Brille zu lesen ist literarische Ketzerei! Was große Schriftsteller uns über die Zerbrechlichkeit des Menschen, existenzielle Fragen oder ihre Weltsicht vermitteln, macht alle Grenzen durchlässig. Der weitverzweigte Stammbaum der Literaten kennt keine Barrieren. Wir sind über den ganzen Globus verstreut, doch die Literatur knüpft

Netze zwischen uns, dieselbe Lektüre, dieselben Fragen, dieselben Eindrücke, dasselbe Aufbegehren, dieselbe Suche. Durch Bücher finden wir einen gemeinsamen Nenner und erkennen einander über die Schubladen der Herkunft hinweg. Am Bücherregal wird Jesus die Seinen erkennen. Was schert mich Hemingways Pass oder der Melanin Gehalt seiner Haut! Er gehört zur Familie, weil er mir mehr vom alltäglichen Heldentum meines Großvaters erzählt hat als alle, die meines Großvaters Fische aßen. Ob Hemingway oder ein anderer – wer immer nach Worten fischt, versucht etwas vom Menschsein einzufangen. *Der alte Mann und das Meer* ist mehr als ein Buch, es ist ein Wiedersehen! Plötzlich setzt sich im Labyrinth der Erinnerung ein Puzzle wieder zusammen, ein Gesicht erscheint auf jeder Seite. Er war da, ist da und wird immer da sein, mein alter Mann und das Boot, und ich werde mich immer an ihn erinnern.

Mein Großvater ist der erste der vielen großen Männer, die ich aus unterschiedlichen Gründen bewundert habe. Doch keiner sonst hat meine Tränen getrocknet. Keiner sonst hat meine Albträume verjagt. Keiner sonst hat mir ein Paddel geschnitzt und mich rudern gelehrt. Keiner sonst hat mich zum Fischen mitgenommen. Keiner sonst hat »mein Junge« zu mir gesagt. Von all meinen großen Män-

nern war nur Großvater, obwohl von mittlerer Statur, groß genug, um zu sehen, was da oben war, hinter dem Himmel, und mir davon zu erzählen, als ich ihn einmal neugierig fragte:

»Sag, was ist da oben, hinter dem Himmel?«

»Erinnerst du dich an deinen Traum?«, gab er zurück.

»Welchen?«, fragte ich ratlos.

»Jenen, den du mir anderntags erzählt hast.«

Ich erzählte ihm etwas.

»Nein, nicht den, der andere war viel schöner.«

Ich erzählte etwas anderes.

»Nein, viel, viel schöner!«

Das Spiel wiederholte sich noch ein paarmal, bis ich etwas wirklich Wunderbares erzählte. Daraufhin sagte er in tiefstem Ernst und mit zum Himmel gerecktem Zeigefinger:

»Genau, das war's! Das ist hinter dem Himmel! All deine Träume existieren und erwarten dich dort. Und wenn du ihnen treu bleibst, werden sie irgendwann Wirklichkeit. Du darfst sie nur auf keinen Fall vergessen, sonst hörst du auf zu wachsen. Wer seine Träume vergisst, wächst nicht mehr.«

»Und du«, fragte ich, »erinnerst du dich noch an deine Träume?«

»Nur an die allerschönsten.«

»Bitte, bitte, erzähl sie mir!«

»Nun gut. Als ich klein war, habe ich im Boot meines Vaters davon geträumt, ein großer Fischer zu werden.«

»Und du hast es nie vergessen?«

»Nein. Und schau, heute habe ich meine Piroge.«

»Wovon hast du noch geträumt?«

»Meinen Enkel zum Fischen mitzunehmen.«

»Und?«

»Jetzt hab ich dich, meine kleine Nervensäge, du bist mein Junge.«

Wir lachten beide aus vollem Hals.

Im Dorf wunderten sich viele, dass er mich zum Fischen mitnahm. »Das ist doch keine Beschäftigung für ein Mädchen«, sagten sie. »Warum soll ein Mädchen nicht fischen gehen, wenn es doch Fisch isst?«, erwiderte er. Bei aller Besonnenheit setzte mein Bootsmann die Sprache auch als Waffe ein: Er boxte mit Worten. Den Begriff Feminismus kannte ich damals noch nicht; auch in seinem Wortschatz kam er nicht vor. Aber zu meiner Freude beharrte er darauf, mich als Matrosen zu behalten. Und ich hätte unsere Gespräche auf dem Boot nicht einmal für Aschenputtels Kutsche eingetauscht.

Wenn Großvater das Netz aus dem Wasser zog, bat er mich, das Steuer zu halten. Ich war nicht allzu standfest, der ausgeworfene Anker reichte nicht bis zum Grund, und wir trieben langsam ab,

aber dass ich einigermaßen auf Kurs blieb, erfüllte mich mit Freude. »Bravo, Kapitän!«, sagte er, und Sonnenstrahlen strömten in mich ein. Ein anerkennender Blick, und Stolz strafft dir die Schultern. Ich weigerte mich, aus dem Lob meines Großvaters auch nur die geringste Ironie herauszuhören, und vergaß in meinem Eifer den Wind und die Kälte. Und er ließ mich in dem Glauben, dass mein Beitrag entscheidend war, während er sich abrackerte.

Fest auf beiden Beinen stehend, beugte er seinen athletischen Körper nach vorn und packte mit seinen rissigen Händen das Netz. Hau ruck! Manchmal stemmte er sich dagegen, versuchte tänzelnd das Gleichgewicht zu halten, und seine schweren Schritte hinterließen feuchte Abdrücke auf dem Holzdeck. Hau ruck! Am Heck hatte ich einen Logenplatz für dieses jahrhundertealte Schauspiel. Doch der Kampf meines Großvaters ging mir näher als alle früheren Aufführungen in den gleichen Kulissen. Er sorgte für unsere friedlichen Abende, unsere Freude, unser täglich Brot, das er der Tiefe entriss. Hau ruck! Er war mein Schauspieler, mein Tänzer, mein Kämpfer, mein Champion. Ich beobachtete ihn ganz genau, ich studierte ihn. Hau ruck! In diesem Tanz im Takt der klatschenden Wellen spannten und entspannten sich seine Rückenmuskeln, und seine Arme gingen ohne Unterlass vor

und zurück. Hau ruck! Abwechselnd hörte ich ihn atmen und die Tauen am Rand der Piroge schaben. Bei einem guten Fang drohten die beiden zwischen Hals und Schultern gespannten Seile unter der Last des Netzes zu reißen. Hau ruck! Manchmal richtete er sich auf und senkte ein Knie auf das Netz, damit der Fang nicht entwischte, dann streckte er sich, eine Hand im Kreuz, holte tief Luft und nahm die Schinderei wieder auf. Hau ruck! Herr, welche Kraft braucht ein Mensch, um sein Schicksal zu tragen? Der Mann auf dem Boot jedenfalls gab alles, ohne zu rechnen. Jeder Tag verlangte ihm so viel ab wie der davor. Und wenn ich ihn fragte: »Tut dir was weh?«, drehte er sich zu mir um und antwortete jedes Mal lächelnd: »So ist das Leben.« Er beklagte sich nie. Und da ich noch nicht wusste, dass man einer solchen Szene applaudieren kann, begann ich ein Gespräch, um ihm zu zeigen, wie froh ich war, an seiner Seite zu sein, und schob eine Frage vor, die er schon tausendmal beantwortet hatte: »Und was ist unter Wasser?«

»Die Albträume. Wenn du etwas Schreckliches träumst, erzählst du es morgens einer Muschel, spuckst hinein und wirfst sie ins Meer, damit dich der Albtraum nicht mehr im Schlaf verfolgen kann. Aber es gibt auch schöne Dinge unter Wasser, schau!«, sagte er und zeigte auf die im Bauch seines

Bootes zappelnde Beute. »All diese Fische schenkt uns Sangomar, der Gott des Meeres, um uns zu ernähren. Und nicht zu vergessen auch deine Freunde, die Delfine. Die magst du doch, oder?«

Ich hatte eine Leidenschaft für Delfine entwickelt und betete immer, dass sie vor dem Ende unseres Fischzugs vorbeikämen. Manchmal sahen wir welche, aber es war sinnlos, darauf zu warten. Sie bestimmten, wo und wann sie uns das Geschenk ihrer Gegenwart machen wollten. Trotzdem wartete ich immer auf sie, seit mein Großvater mir erzählt hatte, dass diese Meeressäuger großmütige Beschützer waren, die verirrte oder verwaiste kleine Delfine aufnahmen und aufzogen und schiffbrüchige Fischer retteten, indem sie sie zum Ufer geleiteten. Von dieser Legende bekam ich nie genug. »Erzähl mir die Geschichte von den Delfinen!«, bat ich. »Die kennst du doch jetzt schon auswendig«, erwiderte er, bevor er sie dann doch erzählte, amüsiert und gerührt von meinem Beharren. Und mit jedem Mal wurde seine Erzählung schöner. Seine Worte, seine Legenden – ich wusste nie, ob er sie erfunden oder irgendwo gehört hatte, aber wir wärmten uns daran; sie waren unser Freudenfeuer, das er nach Bedarf anfachte. Die Fantasie musste leuchten, um die Wolken des Alltags zu vertreiben.

Mein Großvater malte mit Worten, als verlangte das Azur des Ozeans, das auch den Himmel umspannte, nach anderen Farben. Im Boot genügten ein paar Sätze von ihm, um uns weit von den Fanggründen fortzutragen, wo er seinen Körper quälte. Ich litt mit ihm, doch wenn er es bemerkte, hatte er tausend Tricks auf Lager, um die Sorgen aus meinem Blick zu vertreiben. »Die bösen Hexen in den Sagen lächeln nicht, und ich bin sicher, das ist auch im wahren Leben so«, scherzte er, und ich entblöste schnell meine Zähne. Ich hatte keine Lust, auf einem Besen davonzufiegen und ihn auf seinem Boot allein zurückzulassen. So war das Leben, und es war unser Leben.

Wir wohnten auf einer Insel und lebten vom Meer. Es war ein schlichtes, genügsames Leben, langsam zogen die Tage vorüber, und sie glichen einander wie Zwillinge im gleichen rauen Baumwollzeug. Luxus war das rotgoldene Pulver, mit dem sich die Dämmerung schminkte. Ebbe und Flut. Auch wenn die Stimmung ihre Gezeiten hatte, machten wir allein den Mond dafür verantwortlich. Wir analysierten lieber Meeresströmungen als Seelenzustände. Doch unser einvernehmliches Schweigen war bei aller Zurückhaltung voller Gefühl.

Diese Anmut der durch harte Arbeit geschlif-

fenen Seelen ist den einfachen Menschen eigen, die den Herrn nur darum bitten durchzuhalten. Inselbewohner sind schweigsam, und die von Niodior bilden da keine Ausnahme. Als ich klein war, fragte ich mich, warum. Heute weiß ich, dass sie schweigen, weil aus Worten keine Hirse wächst. Sie schweigen, weil man mit Worten keinen Schwertfisch fängt. Sie schweigen, weil jeder am eigenen Leib erlebt, was der andere ihm erzählen könnte. Sie schweigen, weil die Wahrheit in einen Blick passt. In diesem Winkel der Welt bildet sich nur das Meer etwas ein, und die geschwätzigen Wellen werfen ihre Dithyramben an den Strand, um die Menschen von ihrem harten Leben abzulenken. Die Insel Niodior treibt auf dem Atlantik wie eine der Korsage einer Dame entschlüpfte Brust. Doch keiner lässt sich von ihrer Schönheit blenden. Hartnäckig verdünnen die Fischer das Meer mit ihrem Schweiß. In ihrem Bestreben, das Leben zu verbessern, fügen diese braven Alchimisten jedoch dem Salz nur Salz hinzu. So ist das Leben!

Inzwischen habe ich mein Paddel gegen eine Feder eingetauscht, mein schwankendes Boot aber zieht es noch immer zum Horizont. Wenn mein Herz sich nach der Gischt der Kindheit sehnt, trete ich an mein Bücherregal und finde mit geschlossenen Augen meinen Talisman: *Der alte Mann und*

das Meer. Dann höre ich die Stimme meines Großvaters wieder: »Leben heißt seefest werden.«

Ich bin noch immer nicht seefest, halte aber tapfer weiter Kurs und weiß: Egal, wie hoch die Wellen gehen, mein Großvater wird mich nie verlassen. Und Hemingway auch nicht.

Inhalt

Ein Fenster für die Engel I	7
Anwesenheit	
Ein Fenster für die Engel II	41
Abwesenheit	
Zeitlos!	70
Boxen oder leben I	75
Aufwärtshaken	
Boxen oder leben II	92
K. o.	
Immer dieselben sieben Wörter	119
Hafen der Illusionen	161
Das Blau der Roya	174
Satas Fischeintopf	198
Der alte Mann und das Boot	221

»Auf zum nächsten Hafen, wenn die Eule ruft!«

»Kurs?«

»Südatlantik, im malvenfarbenen Kielwasser!«